

Missionsgeographischer Teil.

Die Papuastämme an der Geelvinkbai (Neuguinea).

Von Missionar J. L. van Hasselt in Mansinam.

III¹⁾.

Bevor wir uns mit den Sitten und Gewohnheiten der Papua in ihrem häuslichen und gesellschaftlichen Leben befassen, wollen wir erst darüber Aufschluß geben, auf welche Weise die Bewohner dieses Teiles von Neuguinea ihren Lebensunterhalt gewinnen. Es geschieht dies durch Ackerbau und Handel. Im allgemeinen sind die Bergstämme Ackerbauer, während die Strandbewohner sich dem Handel widmen. Indes legen auch die letzteren Plantagen an, jedoch von mäßigerem Umfange, als es die Stämme im Binnenlande thun. Von einer regelrechten Bebauung des Landes in unserem Sinne verstehen die Eingeborenen übrigens nichts. Will ein Papua eine Plantage anlegen, so sucht er sich ein Stück Land aus, das ihm dazu geeignet zu sein scheint; die darauf stehenden Bäume werden gefällt, die stärksten Stämme und Äste werden verbrannt; die Baumstümpfe und Wurzeln läßt man dagegen ruhig im Boden stecken; es bedarf nun nur noch einer starken Umfriedigung, und das Bestellen kann beginnen. Während die Männer vorausgehen und mit zugespitzten Stecken Löcher in den Grund, in gleichem Abstand voneinander, bohren, werfen die hinterdrein folgenden Frauen das Saatgut hinein, drücken die Erde wieder an, und damit ist das Bestellen der Plantage erledigt. Ist die Aussaat aufgegangen, so wird die Pflanzung von Unkraut gereinigt und gegen die Angriffe der Vögel und Wildschweine bewacht, bis schließlich die reife Frucht geschnitten werden kann. Manchmal wird noch eine zweite Ernte, meist die eine oder andere Erdfrucht, aus der Plantage erzielt; aber

1) Siehe „Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu Jena“, Band IX, Heft 1 u 2, S. 1 f.; Heft 3 u. 4, S. 99 f.

Mittell. der Geogr. Gesellsch. (Jena). X.

dann ist der Boden auch ausgesogen; die Pflanzung verwandelt sich wieder in Waldland, und ein anderer Fleck wird als Plantage hergerichtet. Von Umgraben und Düngen ist natürlich keine Rede; die abgefallenen Blätter und Zweige bilden die Humusschicht, welche die Aussaat aufnimmt, und es ist zu bewundern, wie viel bei einer so primitiven Behandlung des Bodens noch geerntet wird. Reis wird besonders auf Amberbaken gebaut, aber nicht in Sawahs (nasse Felder), sondern auf unbewässertem Lande. Auf den Missionsstationen Doreh, Mansinam und Anday befaßt sich die Papuabevölkerung auch einigermaßen mit Reisbau, weil hier die Missionare willige Käufer abgeben. Hirse (Pokkem) und eine Art Gerste (Faas bu) bauen die Bewohner des Arfakgebirges. Bohnen (Abru), welche unsern Schoten ähneln, werden besonders auf Nufoor gebaut, ferner sogenannte süße Erdäpfel (Farkia, Rokakeer, Ufen), Melonen (Sarnaranka), Kürbisse (Bati), Gurken (Indojaf), Erbsen (Arier), zwei mit den Namen Komaf und Mangris bezeichnete Gemüsearten, Ananas (Ranasi) und Zuckerrohr (Kop); auch Tabak (Sambako) wird auf Arfak und Amberbaken kultiviert; der Tabak aus letzterem Bezirk verdient den Vorzug.

Die Papua treiben untereinander, vorausgesetzt, daß sie in gutem Einverständnisse leben, einen lebhaften Tauschhandel. Der Ackerbau treibende Teil der Bevölkerung liefert die Bodenerzeugnisse gegen Eintauch von Korallen, Messern etc., während die Bewohner der Dorehbai für die von ihnen geschmiedeten Buschmesser und silbernen Armbänder außer importierten Leinwandstoffen Sago von den südlicher wohnenden Stämmen eintauschen. Auch irdenes Geschirr kursiert im Handel; aber ein gros — wenn man so reden darf — wird der Handel mit den Kaufleuten getrieben, die meist von Ternate aus jährlich einmal diese Küsten besuchen. Die Einfuhrartikel sind: Leinwandstoffe, Stabeisen, Stahl, Buschmesser (Parang), Beile, Messer von verschiedener Qualität und Größe, bunte Korallen (aber nicht solche in Glasimitation, die hier keinen Kurs haben), gemünztes Geld, besonders größere Stücke (die nicht um des Geldes, sondern des Silberwertes willen geschätzt werden), kupferne und irdene Schüsseln, Becken, Teller und in der letzten Zeit auch Schußwaffen, Pulver und Blei.

Die Ausfuhr dagegen erstreckt sich auf Schildpatt (Mis), Tripang (Pimam), Massooirinde (Aikoor), Perlmutter (Ingien), Vogelhäute (Maanbefur), Harze (Kesi, Kobra) und Kokoskerne. Durch den Handel sind sie auch mit den indischen Gewichten, wie Pikol und Kattie, bekannt geworden; aber für sich selbst haben sie dieselben nicht angenommen. Ihr Dezimalsystem, bei welchem sie bis Tausend zählen können, kommt ihnen beim Handel, besonders beim Einkauf von Pinangnüssen, zu statten.

Was die Zeiteinteilung anlangt, so rechnen sie auf das Jahr (Mondjahr) 12 Monate, von denen der erste den Namen Kopf, der letzte die entsprechende Bezeichnung Schwanz führt. Die Wocheneinteilung hat sich auf den Missionsstationen durch die Feier des Sonntages, des Hari bebá (Großer Tag, Festtag) eingebürgert; auch

das Christfest wird bereits als feststehender Termin verwertet, von dem aus sie einige Wochen zurückrechnend den Beginn der Reis-
pflanzung in den Monaten November und Dezember fixieren. Eigen-
artig ist, daß die Papua für den Ausdruck „in so und so viel Tagen“
die Bezeichnung „in so und so viel Nächten“ gebrauchen. Haben
sich Käufer und Verkäufer über Lieferung der Ware auf einen be-
stimmten Tag geeinigt, so werden in 2 Stricke die gleiche Zahl von
Knoten geschlungen, entsprechend der Zahl der Nächte, welche
zwischen dem Tage der Abmachung und dem Lieferungstermine inne-
liegen. Jede Partei nimmt nun einen Strick mit heim und löst täg-
lich einen Knoten daran auf. Kommt der letzte Knoten an die Reihe,
so weiß der Strandbewohner, daß er sich nun an den verabredeten
Ort zu begeben hat, wo gleichzeitig der Binnenländer mit seinen
Waren anlangt; auf diese Weise wird der Handel pünktlich abge-
schlossen, ohne daß die Eingeborenen, um die Zeit einzuhalten, eines
Kalenders bedürfen.

Werfen wir einen Blick auf das häusliche Leben der Papua,
so berücksichtigen wir zunächst die Verlobungsgebräuche. Die
Verlobung — um es kurz zu bezeichnen — ist ein Kontrakt
zwischen den Eltern des angehenden Brautpaares, demzufolge die
Eltern der Braut ihre Tochter gegen eine bestimmte Menge Wert-
sachen abtreten und die Eltern des Bräutigams ihrerseits so und so
viel Handelsartikel an die ersten zahlen. Der so festgesetzte Be-
trag wird nicht auf einmal entrichtet, muß aber beglichen sein, ehe
die Eheschließung stattfindet. Läßt sich die Braut etwas zu schulden
kommen, so können die Eltern des Bräutigams die Handelsgüter
oder deren Wert wieder zurückverlangen, ebenso auch, wenn der
Bräutigam sterben sollte, ja selbst noch nach der Hochzeit, wenn
sich die junge Frau schlecht aufführt. Die Verlobung findet öfters
statt, wenn beide Teile noch in den Kinderjahren sind; oder es
kommt vor, daß das Mädchen noch ein Kind ist, während der Ver-
lobte seine 18—20 Jahre zählt, wo dann zum großen Nachteile der
Sittlichkeit die Hochzeit noch jahrelang hinausgeschoben werden
muß. Den Eltern oder Vormündern liegt die Verpflichtung ob, über
der jungfräulichen Ehre ihrer Tochter zu wachen, womit es in der
Regel auch gewissenhaft genommen wird. Auch bringt es der „Adat“
(das Herkommen) mit, daß sich nicht nur Braut und Bräutigam,
sondern auch die beiderseitigen Verwandten — ich weiß nicht, bis
ins wie vielte Glied — zu meiden haben. Treffen sie einander zu-
fällig, so giebt dies Veranlassung zu lächerlichen Auftritten. Stammen
die Verlobten aus einem begüterten Hause oder aus Häuptlings-
familien, so finden während der Brautzeit, kurz vor der Eheschließung
einige Festlichkeiten statt. Die Braut fertigt für ihren zukünftigen
Gatten eine hübsche Matte, einen kleinen Koffer oder etwas Ähnliches,
worauf ihre Familie das Geschenk in einer mit Flaggen und Wimpeln ge-
schmückten Frau unter Gongschlagen nach der Wohnung des Bräu-
tigams bringt. Auf gleiche Weise widmet der Bräutigam seiner Aus-
erkorenen ein Gegengeschenk.

Ist der Hochzeitstag angebrochen, so wird der Bräutigam bei Fackelschein nach dem Brauthause von seinen männlichen Blutsverwandten und Freunden geleitet, während vornweg eine Schar Frauen mit den Geschenken für die Braut zieht. Ich wohnte selbst einmal einer solcher Hochzeit bei. In dem Hause war eine Kammer zum Empfang der jungen Leute zurecht gemacht; hier ließen sie sich miteinander nieder, und zwar Rücken an Rücken, da sie sich auch jetzt noch nicht ansehen durften. Auf der einen Seite des Raumes saßen die Männer, während die gegenüberliegende von den Frauen eingenommen wurde. Die Persönlichkeit, welche die Eheschließung vornahm, war ein bejahrter Mann, wahrscheinlich einer von den ältesten Verwandten. Er legte die rechten Hände des Paares ineinander, nahm einen Schluck Wasser in den Mund und spuckte dasselbe auf die verbundenen Hände, während er gleichzeitig eine Beschwörung murmelte, welche, soweit ich verstehen konnte, den Wunsch ausdrückte, daß kein Feind sie töten und kein Zauberer oder böser Geist sie krank machen möchte. Damit war die Feierlichkeit der Eheschließung beendet, und nun nahm eine der anwesenden Frauen aus einer Mulde voll Sagobrei eine Portion und reichte dann nacheinander dem Brautpaare und jedem Gaste etwas Brei, wobei sie eins, zwei, drei, vier zählte, was von den Anwesenden nachgesprochen wurde. Diese Zahlenwiederholung muß eine Ermahnung zu ehelicher Treue enthalten; aber welcher Art der Zusammenhang ist, ist mir nicht klar geworden. Die ganze Nacht hindurch mußte das junge Ehepaar nun auf seinem Platze sitzen bleiben; es mag sich die Zeit mit Zigarrenrauchen und Pinangnußkauen vertreiben, nur darf es nicht schlafen. Der Volksglaube sieht in diesem Munterbleiben die Vorbedeutung eines langen und glücklichen Lebens. Dieses Wachen dauert 4 Nächte hindurch, dann erst nimmt der Mann die Frau mit in sein Haus. Bemerkenswert ist es, daß es unter einem Volke, welches, wie die Papua, für Tanzen und Singen sehr eingenommen ist, bei einer Hochzeitsfeier so still zugeht.

Gehören Braut und Bräutigam Häuptlingsfamilien an — was bei der eben beschriebenen Hochzeit nicht der Fall war —, dann findet etwas mehr Zeremoniell dabei statt. Bei einem solch vornehmen Hochzeitszuge, den ich mit ansah, wurde die schön geschmückte Braut auf den Schultern einer Frau umhergetragen, während eine andere Frau einen Strick hielt, welcher am Arme der Braut befestigt war — ein Symbol des ehelichen Bandes. Vor der Braut her trug man ein Kästchen, welches mit Stoffen und Korallen reich verziert war, um damit anzudeuten, daß sie die Tochter eines Häuptlings sei. Gleichzeitig fuhr man in einer ausgeschmückten Frau ihre Geschenke umher. Das Essen fällt bei einer solchen Gelegenheit auch reichlicher aus, und es nehmen mehr Gäste daran teil, als bei einer kleinen Hochzeit.

Gehen ein Witwer und eine Witwe eine neue Ehe ein, so geschieht von alledem nichts. Beide machen einfach einen Spaziergang durch den Wald, wobei ihnen Freundinnen der Frau, Holz-

stückchen und Steine werfend, folgen, um den Geist des verstorbenen Mannes wegzuscheuchen. Den Sarong, welchen sie während ihrer Witwenschaft getragen hat, pflegt sie wegzugeben, weil es für bedenklich gilt, denselben weiter zu gebrauchen. Die begleitenden Frauen bekommen außerdem jede einen neuen Sarong zum Geschenk, und damit hat die ganze Zeremonie ein Ende.

Ist eine Frau guter Hoffnung, so bleibt sie, soviel als möglich, zu Hause, besonders wenn sie das erste Mal Mutterfreuden zu gewärtigen hat. Bei der Entbindung selbst sind in der Regel nur Frauen zugegen; indes ist es in den letzten Jahren vorgekommen, daß man auf Kwawe sich ärztlichen Beistand von seiten des Missionars erbat. Ein paar Wochen nach der Geburt des ersten Kindes findet eine kleine Festlichkeit statt, an welcher die Wöchnerin hinter einer Matte sitzend teilnimmt; das Reden ist ihr dabei verboten; wünscht sie etwas, so hat sie dies durch Anklopfen an die Matte zu erkennen zu geben. Inzwischen bringt man ihr Essen und Trinken, und während sie dasselbe genießt, wird die Trommel geschlagen und gesungen. Sie erhält bei dieser Gelegenheit den Ehrentitel „Insus“, der nur durch dieses Zeremoniell erworben werden kann; es betrifft dies übrigens in der Regel nur die Frauen, welche besser situirten Familien angehören.

Die Anzahl der Kinder in einem Haushalte ist gewöhnlich gering. Sind deren mehr als 3—4 vorhanden, so sinnt man schon auf verwerfliche Mittel, um einen weiteren Familienzuwachs zu verhindern. In dieser Hinsicht haben sich aber in den letzten Jahren auf den Missionsstationen die Verhältnisse gebessert, und die Bevölkerung nimmt dort schneller zu. Gebrechliche Kinder pflegte man gleich nach der Geburt zu töten; doch auch derartige Vorkommnisse sind uns in der letzten Zeit nicht mehr zu Ohren gekommen, ob schon die Tötung von Zwillingen, durch die betreffende Großmutter mit Wissen der Mutter verübt, vor einigen Jahren hier auf Mansinam noch stattfand. Glücklicherweise gehören solche Unthaten jetzt zu den Ausnahmen.

Wenn eine junge Mutter das erste Mal wieder ausgeht, was gewöhnlich erst geschieht, wenn ihr Kind stehen kann, so muß sie den Kopf mit einer Matte oder einem Hute bedecken; denn wenn die Sonnenstrahlen ihren bloßen Kopf träfen, würde einer von den Männern und jüngeren Burschen aus ihrer Verwandtschaft sterben. Fragt man die Eingeborenen, wie das zusammenhängen soll, dann lautet die Antwort fast immer: „Ja, das ist so bei uns Gebrauch.“ Mehr lockt man aus ihnen nicht heraus, sei's, daß sie selbst es wirklich nicht wissen, oder sei's, daß sie es nicht sagen wollen.

Vielweiberei ist gebräuchlich, wenigstens ist die öffentliche Meinung nicht dagegen; doch gilt sie immer als eine Art Luxus, welchen sich nur die Wohlhabenden gestatten können.

„Kiki“ (Kleines) ist der Name, den alle Kinder ohne Unterschied bei ihrem Eintritt in die Welt empfangen. Erst wenn ein Kind laufen kann, giebt man ihm einen Eigennamen. Zu diesem

Zwecke versammeln sich die Familienglieder an einem im voraus bestimmten Tage und halten einen Schmaus; hierauf wird das Kind gebadet und mit einer gewissen Feierlichkeit um einen Wassertümpel herumgetragen, wobei der ihm bestimmte Name ausgerufen wird. Handelt es sich dabei um ein Mädchen, so werden ihm gleichzeitig die Ohrfläppchen durchbohrt und Ringe durchgezogen; schließlich postiert man es auf ein Gestell, damit es jedermann bewundern kann. Mehr Umstände hat der Namenswechsel eines Jungen im Gefolge, der sein 12. oder 13. Jahr erreicht und vorher eine einigermaßen lange Reise mitgemacht hat. Bei solch festlicher Gelegenheit wird wohl gesungen, aber nicht getanzt. Die Hauptsache ist die Vertilgung einer möglichst reichhaltigen Mahlzeit, zu welcher schon mehrere Tage im voraus die nötigen Veranstaltungen getroffen werden. Zu dem stehenden Menu eines solchen Festschmauses gehören Reis, Sago, Fisch, Bohnen, Erdfrüchte u. s. w. und als Nachspeise gebackener Pisang und Zuckerrohr. Der jugendliche Held des Tages wird gebadet, erhält sein erstes Kleidungsstück und wird an Armen, Brust und Beinen mit Korallen geschmückt; hierauf zieht man ihm eine kurze Hose an und giebt ihm seinen neuen Namen, wobei als Ehrenbezeugung ein Gewehr über seinem Kopfe zwei- oder dreimal abgefeuert wird. Den Abschluß des Festes bildet ein Wettspringen nach einem an einem Pfosten aufgehängten Pisang; wer die Frucht erfaßt, darf sie verzehren.

Dies alles sind aber nur kleine Festlichkeiten im Vergleiche mit den großen Feierlichkeiten, welche stattfinden, wenn ein Mädchen mannbar wird, oder wenn ein Korwar oder ein Moon für den Rum Sram fertig wird. Freilich laufen auch diese großen Feste nur auf Essen, Sagoweertrinken, Tanzen, Singen und Bearbeiten von Tifa und Gong hinaus; der Unterschied besteht bloß in der größeren oder kleineren Anzahl der Gäste und in der Dauer des Festes. Die großen Feste dauern manchmal 8—10 Nächte hintereinander; an den dazwischenliegenden Tagen geht es übrigens auch nicht gerade ruhig zu. Der Gesang bei solchen Gelegenheiten ist sehr eintönig und artet zum Geheul aus, je weiter die Nacht vorschreitet. Der Text der gesungenen Lieder gehört nicht nur dem Nufoorschen an, sondern bildet ein Gemengsel von verschiedenen Dialekten, wie Wandessiesch, Beaksch, Rhooisch, Wandamsch u. s. w., während die Worte des Liedes aus endlosen Wiederholungen ohne Gedankenabschluß und Sinn bestehen.

Die Feste werden in einem der größeren Häuser oder in einem ausdrücklich zu diesem Behufe erbauten Schuppen gefeiert. Niemand verabsäumt, die schon früher beschriebene Festkleidung anzulegen. Durch Schlagen auf die Tifa wird das Zeichen zum Tanz gegeben, bei welchem für gewöhnlich die Männer miteinander und die Frauen miteinander tanzen; nur bei der Eröffnung des Tanzfestes führt einer der Häuptlinge oder Ältesten mit der Frau eines Kollegen den Reigen an. Der Papuatanz besteht aus einem gleichmäßigen, möglichst geräuschvollen Aufstampfen der Füße und Hin- und Herbe-

wegen der vorgestreckten Arme, wobei die Hände indes abwärts gehalten werden. Von Zeit zu Zeit tritt eine Ruhepause ein, um sich den Genuß von Tabak, Gambier oder Pisang zu gönnen, und dann geht es mit frischen Kräften weiter. Nach dem Tanze findet eine Mahlzeit statt; für einen überreichlichen Vorrat von Lebensmitteln ist im voraus gesorgt. Sind alle gesättigt, so wirft man sich das Übriggebliebene aus Mutwillen gegenseitig an den Kopf.

Ich gehe nun zu den Trauergebräuchen über. In der Regel giebt man Krankheit und Tod der Einwirkung eines *Manoïn* schuld, und es ist nicht zu verwundern, daß man zu Zauberei oder Beschwörungen seine Zuflucht nimmt, um den *Manoïn* wieder zu vertreiben; es ist dies vor allem Sache der *Konoor*, welche ihren Zweck entweder durch Würfeln mit schwarzen Steinchen, denen Zauberkraft zugeschrieben wird, oder durch Betasten des am meisten schmerzenden Körperteiles zu erreichen suchen. Manchmal kneipt der *Konoor* Daumen und Zeigefinger der rechten Hand so zusammen, als ob er ein Stück von dem Leibe des Kranken festhielte, bringt die geschlossenen Finger an seinen Mund, pfeift und öffnet die Finger wieder, um den vermeintlichen *Swangie* oder *Manoïn* fortfliegen zu lassen. In der letzten Zeit arbeiten diese *Konoor* viel mit kaltem Wasser, womit sie unter Murmeln von *Nufoorschen*, *Malaischen*, *Wandamschen* und anderen Worten als Zauberformel den unglücklichen Patienten reichlich übergießen. Es läßt sich denken, daß eine derartige Behandlung besonders bei an Fieber oder Dysenterie Erkrankten die traurigsten Folgen haben muß.

Besser ist die Behandlung, bei welcher der Patient den Aufguß oder Saft von Wurzeln oder Kräutern einnehmen muß, wenngleich auch hiermit viel Hokuspokus verbunden ist. Besonders wird Rotangsaft bei verschiedenen Krankheiten angewandt und, wie mir scheint, nicht ganz ohne Nutzen. Auf *Mansinam* lebt ein Papuadoktor, welcher um sein Haus herum eine Anzahl Hütten für die zu ihm gebrachten Patienten aufgerichtet hat. Während sein Haus sehr solid ist, lassen diese Hütten, was Dauerhaftigkeit anlangt, sehr zu wünschen übrig. Daß der *Konoor* in jedem Falle, mag der Patient genesen oder mit dem Tode abgehen, sein Honorar einkassiert, ist selbstverständlich. Die am meisten vorkommenden Krankheiten sind Fieber und Unterleibsleiden, besonders Dysenterie; auch leiden viele Papua an Hautkrankheiten, von denen die *Bobento* vor allem die Kinder heimsucht. Desgleichen breitet sich der Aussatz immer mehr aus, wie auch einige Fälle von Brust- und Leberleiden mit tödlichem Ausgange mir zu Ohren gekommen sind.

Nimmt die Krankheit einen ernsthaften Charakter an, und befürchtet man einen ungünstigen Verlauf, so versammeln sich die Familienglieder und Freunde in der Behausung des Kranken, am liebsten in seiner Kammer, wo infolge des Herdfeuers und des Zigarrettenrauchens der teilnehmenden Besucher bald eine Luft zum Ersticken herrscht. Hilfsbereitschaft und Gefälligkeit sind dem Papua keine fremden Eigenschaften; die Gesichtszüge der meisten An-

wesenden spiegeln Trauer wieder, und unter den Frauen giebt es schon einzelne, welche ein Geheul hören lassen. Nehmen die Kräfte des Kranken immer mehr ab, dann kommen die gemieteten Klageweiber zum Vorschein, meist Witwen, und beginnen mit der Totenklage. Es ist dies ein schleppender, eintöniger Trauergesang, wobei man unwillkürlich an die Klageweiber in einem jüdischen Sterbehause erinnert wird. Den Inhalt des Gesanges bilden die Tugenden des Verscheidenden, darunter freilich Tugenden von sehr zweifelhafter Art. Ist der Sterbende ein Mambrie (Held) gewesen, so wird gleichzeitig die Zahl der Köpfe angeführt, welche er abgeschlagen hat. Giebt es keine derartigen Heldenthaten zu vermelden, so besingt man seine Liebe zu Frau und Kindern, wie sie sich in seinen weiten Reisen, um Sago herbeizuschaffen oder Sarongs und Armbänder einzuhandeln, offenbart hat. Liegt dagegen eine Frau im Sterben, so rühmt man ihre Geschicklichkeit im Verfertigen von Töpfen, in der Mattenweberei und anderen häuslichen Arbeiten. Solche Totenklagen erfolgen gegen Bezahlung; ist der Tod aber wirklich eingetreten, dann kann man gar wohl die echte Trauer von der affektierten unterscheiden, und zwar macht sich das Schmerzgefühl auf grausige Weise Luft. Die Trauernden brechen in schreckliche Wehklagen aus, manche werfen sich auf den Boden und bringen sich mit ihren Hackmessern Wunden bei.

Der Leichnam wird nun zunächst gewaschen, in blauen oder noch lieber in weißen Kattun eingehüllt und in sitzender Stellung in eine Matte eingeschnürt. Nachdem der zur Wohnung führende Plankensteg verstärkt worden ist, trägt man die Leiche auf zwei Bambusstäben zu ihrer letzten Ruhestätte. Gewöhnlich geht eine große Menge im Leichenzuge. Einen eigentlichen Begräbnisplatz giebt es nicht; doch liegen die Gräber einigermaßen in der Nähe voneinander. Das Grab selbst wird erst ausgehoben, wenn der Leichenzug an Ort und Stelle angekommen ist, worauf das Heulen und Jammern von neuem beginnt. Das gewöhnlich nur sehr flach ausgehobene Grab wird durch schwere Steine und eine Umzäunung vor Befrevelung geschützt. Letztere Sicherheitsmaßregel macht sich besonders in Doreh nötig, weil die benachbarten Arfakker Leichenräuber sind, die gern den abgeschnittenen Kopf des Toten zu einem Kannibalenfeste benutzen. Solange die Leiche über der Erde steht, und während des Begräbnisses muß in dem Kampong völlige Stille herrschen, weder geräuschvolle Arbeit, noch Tanz und Gesang sind zulässig. An den Häusern und Prauen befestigt man Blätter und Zweige, um zu verhindern, daß der Geist des Verstorbenen dort einkehrt und Spuk treibt. Der Leiche giebt man ins Grab oder auf den geschlossenen Grabhügel verschiedene Gegenstände mit, z. B. ein Sieb, einen Löffel, einen Napf, einen Krug, ein irdenes Töpfchen, um Essen zu kochen, ein Werkzeug, um Töpfe herzustellen — letzteres nur bei weiblichen Leichen —, während auf dem Grabe eines Mannes auch noch Bogen und Pfeile, bisweilen auch eine Prau niedergelegt werden. Fragt man: „Wozu das alles?“

so lautet die Antwort: „Zur Benutzung durch die Toten!“ Die Geisterwelt hat nach der Anschauung der Papua viel Übereinstimmendes mit dem Erdenleben, und da drüben wohl auch ab und zu Kampf und Streit ausbricht, so erachtet es der Papua für gut, auch nach dem Tode nicht waffenlos zu sein.

Hier und da findet man auf einem Grabe wohl auch den Korwar, welchen der Verstorbene sein eigen genannt hatte; ein derartiges Amulet hat für die Hinterbliebenen keinen Wert; es dient nur noch zum Schutze der sterblichen Überreste ihrer Vorfahren. Häufig erblickt man auf frischen Gräbern Reis, Zuckerrohr, Näpfchen voll Wasser, Kokusstiele u. s. w.; auch legt man vom Grabe nach dem Strande hin durchs hohe Gras einen Fußweg an, damit der Geist ein Seebad nehmen kann, ohne auf Gras zu treten. Auf dem Grabe eines alten Häuptlings fand ich neben anderen dort niedergelegten Dingen auch eine große niederländische Flagge als ein Zeichen seiner Würde.

Ehe der Leichenzug sich vom Grabe entfernt, findet noch eine absonderliche Feier statt. Die nächsten Angehörigen scharen sich um das Grab, nehmen ein dürres, in Löffelform zusammengedrehtes Blatt und schwingen dasselbe einige Male über ihren Köpfen hin und her, unter stetem Bücken, als ob sie den angenommenen Inhalt des Blattes über sich ausgössen, wobei sie die Worte vor sich hin murmeln: „Rur i rama!“ (der Geist kommt). Diese Beschwörungsformel soll den Geist abhalten, die Hinterbliebenen zu belästigen. Damit ist die Begräbnisfeierlichkeit beendet, und die Familie entfernt sich bis auf ein paar Glieder, unter deren Aufsicht Sklaven das Grab zuwerfen, schwere Steine darauf wälzen und es, wenn nötig, umzäunen. Jeder Teilnehmer an einem Leichenbegängnis muß sich, ehe er heimkehrt, einer Reinigung unterziehen und so die Gemeinschaft mit der Leiche lösen, durch Waschen nämlich denkt sich der Papua die Verbindung beseitigt, welche zwischen den Lebenden und dem Toten besteht und durch welche letzterer sonst seinen Einfluß jenen fühlbar machen kann.

Stirbt jemand in jungen Jahren oder überhaupt in der Blüte des Lebens nach kurzer Krankheit, so wird die Schuld daran den Manoïn zugeschrieben. Bei einer solchen Leiche findet jene oben erwähnte Zeremonie mit dem zusammengerollten Blatte nicht statt; dagegen wurde ich bei einer derartigen Veranlassung Zeuge folgender Gebräuche. Beim Grabe angelangt, hielten die Träger die Leiche über die offene Gruft, während aus dem Walde ein Papua, einen abgeknickten Zweig in der Hand, heraustrat und den Leichnam einigemal damit schlug; hierbei richtete er folgende Fragen an den Toten: „Warum bist du so früh gestorben? Hast du etwas gegen den Adat (Volksgebrauch) gethan, oder hat dich ein Manoïn getötet? Sag es uns einmal!“ Nachdem diese Fragen erst an die rechte, dann an die linke Seite des Leichnams gestellt worden sind, wird letzterer in die Grube gelegt. Einer der Träger sagte zu mir: „Der Tote ist erzürnt!“ und als ich ihm entgegnete: „Woher weißt du das? Ich habe nicht bemerkt, daß er gesprochen hat, oder ge-

sehen, daß er auch nur seine Lippen bewegte. Wie kannst du also behaupten, daß er böse ist?“ antwortete er: „Nein, Herr; er ist aber doch böse; wir Schwarzen merken das, aber die weißen Leute wissen so etwas nicht.“

Nach dem Begräbnis beginnt die Trauerzeit. Ist eine Frau Witwe geworden, so darf sie geraume Zeit ihre Wohnung nicht verlassen; denn der Geist des verstorbenen Gatten steht mit ihr noch in einer gewissen Verbindung und würde, wenn die Witwe sich unterstehen sollte umherzulaufen oder einen Ausflug zu Wasser zu unternehmen, den ihr dabei begegnenden Menschen eine Krankheit anhauchen. Auch wird ihr zum Zeichen der Trauer das Haar abgeschoren; an einigen Orten, wie auf Amberpoon und Rhoon, sah ich Witwen mit Säcken in der Form einer Mönchskapuze auf dem Kopfe. An Stelle eines schönen Sarongs muß nun ein ganz gewöhnlicher treten; auch hat die Witwe nach dem Abschneiden der Haare ein Seebad zu nehmen. Um nun alle Veranlassung zu vermeiden, daß die Badende jemand begegnet, wird ein Teil des Fußbodens in ihrem Hause aufgebrochen und eine Prau unter dem Hause festgemacht, in welche sie sich hinabläßt. Nach dem Bade zeigt ein Gewehrschuß das Ende der Feierlichkeit an. Trauert eine Frau über den Tod ihres Kindes, ihres Bruders oder sonst eines Verwandten, so ist sie nicht solchen strengen Bestimmungen unterworfen. Das Abscheren des Haares erstreckt sich übrigens auch auf das männliche Geschlecht, sowohl auf die Witwer als auch auf Männer, die den Verlust von Kindern oder Geschwistern betrauern. Die Männer lassen dann aber wenigstens über der Stirn eine Haarlocke stehen, an welcher eine Schnur blauer Korallen so befestigt wird, daß sie von der Stirn und hinter dem rechten Ohre herabhängt. Silberne und kupferne Armbänder werden abgelegt und durch Armbänder von schwarzgefärbtem Seegrass oder Binsen ersetzt. Um den Hals wird ein weißes Band geschlungen, das der Trauernde so lange trägt, bis es von selber abfällt. Was die Witwer betrifft, so wäre noch zu bemerken, daß sie während der Zeit von sechs Wochen sich ebenfalls mehr oder weniger von ihresgleichen absondern, wenngleich nicht so streng, wie die Witwen, und dabei einen außergewöhnlich schmutzigen Maar tragen; danach schließen sie mit einer gewissen Feierlichkeit die Trauerzeit ab. Diese Zeremonie heißt: „s'aan merbak“, wörtlich: das Schwarze wegwerfen; meist erbeutet man bei dieser Gelegenheit auf Amberbaken mehrere Sklaven, die bisweilen durch die Familie oder durch andere, welche mit den Amberbakiern nicht gern auf gespanntem Fuße stehen, wieder ausgelöst werden. Von dem Augenblick an, wo die Trauerzeit beendet ist, werden Witwer und Witwen nicht mehr bei ihrem bisherigen Namen genannt; man spricht von ihnen als von dem „Mansiani“ (Witwer) und der „Kabom“, bis sie sich wieder verheiraten.

In Verbindung mit den Trauergebräuchen steht auch das Tätowieren, obschon es nebenbei auch der Verschönerung wegen geübt wird. In der Regel sind die eingezeichneten Figuren Abbildungen

der Sachen, welche der Verstorbene in Gebrauch hatte, wie Bogen, Pfeile, Lanzen, Schlafbänken, Kisten, Dosen u. s. w. Die Frauen sind im allgemeinen reicher tätowiert als die Männer. Ein Amberponer, der eine menschenähnliche Figur auf dem Rücken eingezeichnet trug, sagte mir, daß das Bild seinen verstorbenen Sohn darstellen solle; auf diese Weise trage er den Toten immer mit sich herum.

Nun noch einiges über die Rechtspflege unter den Papua. In fast allen Fällen laufen die im Gesetz vorgesehenen Strafen auf Bezahlen, auf Geldbußen hinaus. Wohl macht man bei vorgekommenen Vergehen einen fürchterlichen Lärm und fordert unter schrecklichen Drohungen den Tod des Missethätters; aber schließlich wird die Sache doch stets mit einer Entschädigung an Geld und Gut ausgeglichen. Die betreffende Buße ist eine sehr ungleiche. Handelt es sich um eine belangreiche Sache, wie Ehebruch oder schwere Verwundung, dann versammeln sich die Häuptlinge oder Ältesten und beratschlagen, wie viel der Kläger zu fordern hat. Parteien, die miteinander in Streit liegen, senden Unparteiische, um die Sache zu schlichten. Die Bezahlung, die der Schuldige herbeischaffen muß, ist manchmal sehr hoch; doch helfen ihn in solchem Falle die Familienglieder und die Dorfgenossen aus. Wohl bleibt er nun ihr Schuldner, doch hilft er dann selbst wieder anderen, die in Ungelegenheiten gekommen sind, aus. Die Sittlichkeit und Ehrlichkeit leiden aber hierbei Schaden; denn wer am reichsten ist, kann sich auch die meisten Ausschreitungen erlauben, da alles, mit Ausnahme von Zauberei, durch Bezahlung einer Strafsumme sich ausgleichen läßt. Es sind dann übrigens auch stets arme Sklavinnen, welche der Zauberei beschuldigt werden, und nie erhebt man eine solche Anklage gegen einen freien Mann oder eine Freie; auch dieses Naturvolk „sieht seine Leute an“.

Mord, von Dorf- oder Stammesgenossen begangen, ist meines Wissens unter den Papuas an der Dorehbai noch nicht vorgekommen, Verwundungen ebenfalls nur selten. Zu den Vergehen, welche mit Bußen belegt sind, gehören übrigens auch Scheltworte und Verleumdungen. Ein papuanisches Sprichwort lautet: „Was das Auge nicht sieht und das Ohr nicht hört, braucht der Mund nicht auszuplaudern.“ Unter die übeln Nachreden wird auch gerechnet, wenn jemand von dem Tode eines Landsmannes berichtet, denn dies kommt allein denen zu, die ausdrücklich dazu autorisiert sind.

Handelt es sich um einen Diebstahl oder etwas Ähnliches, und hat man Verdacht auf eine bestimmte Person, ohne dieselbe indes überführen zu können, so nimmt man seine Zuflucht zu den Gottesurteilen. Derselben giebt es drei, die Heißwasserprobe, die Bleiprobe und die Kaltwasser- oder Taucherprobe. Die erste besteht darin, daß der Verdächtige seine Finger in einen mit kochendem Wasser gefüllten Topf zu stecken hat. Verbrennt er sich dabei nicht, so ist das ein Zeichen seiner Unschuld. Bei der blitzartigen Schnelligkeit, mit der die Papua in solchen Fällen die Finger durch das Wasser hindurchziehen, ist es kein Wunder, daß sich niemand

verbrennt. In der Regel tritt übrigens der Schuldige vor der Probe zurück und verrät sich durch seine Weigerung selbst als den Übeltäter. Die zweite Probe geht folgendermaßen vor sich. Ein Stückchen Blei wird über der mit einem Lappen gedeckten Hand des Angeklagten geschmolzen; dieser Lappen liegt aber nicht flach auf der Hand auf, sondern ruht auf ein paar Hölzchen, und da erschr schnell fortgenommen wird, so verursachen die darauf gefallen Bleitropfen keine Brandwunde, höchstens sieht die Innenfläche der Hand ein wenig rot aus. Bei der dritten Probe schlägt man in den Meeresboden zwei Pfähle ein, und jede von den beiden Parteien begiebt sich an einen derselben; dann kehren die Gegner einander den Rücken zu, nehmen eine Bambusstange über die Schulter und tauchen unter Wasser. Wer zuerst wieder nach oben kommt, gilt als der Schuldige; denn, sagt der Papua, kleine Fische beißen ihn in die Augen, daß er es nicht lange unter Wasser aushalten kann. Da aber fast alle Papua ausgezeichnete Schwimmer und Taucher sind, so verläuft auch diese Probe in der Regel resultatlos; gewöhnlich bewegt abergläubische Furcht den Schuldigen zum Geständnis.

Ein Mittel, um schlechte Bezahler an ihre Pflicht zu erinnern, — eine Art von Zwangsverkauf in papuanischem Sinne — ist das sogenannte „pos“ (fangen). Hat ein Eingeborener einem anderen etwas geborgt, und letzterer verweigert die Rückzahlung, so geht der Gläubiger nicht zu dem Schuldner, sondern in das Haus eines anderen beliebigen Papua und eignet sich etwas von dessen Besitztum an, etwa einen Eisenstab, eine kupferne Schüssel und dergleichen. Dieses Wegnehmen geschieht im Einverständnis mit dem Besitzer, der aber den Überraschten spielt und nun einen großen Skandal macht und sich beklagt, daß er durch eines Anderen Schuld geschädigt werde. Der Schuldner, welcher sich vor dem ganzen Dorfe gebrandmarkt sieht, bezahlt dann sofort. Wird aus solcher Veranlassung gelegentlich auch wohl einmal ein Sklave entführt, so ist der Rumor womöglich noch ärger; indes je lauter es dabei zugeht, um so schneller sucht der Schuldner seine Versäumnis wieder gut zu machen.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über den Krieg bei. Dieser besteht in der Vornahme von Raubzügen, die ihren Grund in alten, immer wieder auflebenden Fehden haben; nur ein festes, gerechtes Regiment wird hierin eine Änderung herbeiführen. Wo Sklaverei und Sklavenhandel ungehindert herrschen, nehmen die Hongie- oder Raubzüge naturgemäß kein Ende; denn es besteht das Bedürfnis, auf solchen Streifzügen den Sklavenbestand zu vermehren. Meuchelmord und Menschenraub durch heimtückische Überfälle sind bezeichnend für die papuanische Kriegsführung. Die Frauen, die auf „Raak“ (Krieg) ausfahren, halten sich in Hinterwassern und Sümpfen zeitweilig verborgen. Auch zieht man wohl die Frauen in den Wald hinein, um sie mit Zweigen zu bedecken, und fällt dann mit Übermacht wehrlose Eingeborene an, schlägt einigen die Köpfe ab und macht andere zu Sklaven, um sich dann bei der Heimkehr mit der

bewiesenen Tapferkeit zu brüsten. Durch Blasen auf der Tritonmuschel melden sich die Helden im voraus bei den Ihrigen an, von denen sie mit betäubendem Gejauchze und geräuschvollen Tänzen empfangen werden; auch die erbeuteten Köpfe werden mit kannibaler Lust begrüßt. Wehe aber den Kriegern, wenn sie aus den Säcken keine Köpfe, sondern nur Kokosnüsse herausbringen, weil sie niemand ermorden konnten oder keine Zeit gefunden hatten, die abgeschlagenen Köpfe mit heimzunehmen. Dann schelten die Frauen sie Feiglinge und rufen, sie seien keine Männer, sondern Weiber und sollten den Sarong tragen; wenn sie — die Frauen — nur hinausziehen könnten, dann würde kein einziger Feind am Leben bleiben.

Während des Kriegszustandes ist man keine Nahrungsmittel, welche aus dem Lande der Feinde stammen, auch dann nicht, wenn ein neutraler Stamm den Handel vermittelt. Es klebt Blut an solchen Lebensmitteln, und dieselben würden wie Gift den Körper anschwellen lassen.

Derartigen Mordszenen entlehnen die Mambrie (Helden) ihren auszeichnenden Schmuck, die Papageiefedern im Haarkamm; je mehr jemand davon trägt, um so tapfrer ist er; denn um so mehr Köpfe hat er abgeschlagen.

Wenn die Papua Friede schließen wollen, so werden die Verhandlungen durch einen neutralen Stamm eingeleitet. Es werden gegenseitig Entschädigungen gezahlt und Sklaven ausgetauscht, bisweilen auch wohl deren einige als Sühnopfer abgeschlachtet. Beim Friedensschluß wird ein Bambusrohrknie mit Kalk gefüllt, die Vertreter der feindlichen Parteien fassen jeder ein Ende an und ein Dritter haut das Rohrstück mitten durch. Sie nennen diesen Brauch „s'aan afeer“ (sie werfen Kalk); es ist dies der gebräuchliche Ausdruck für Friedensschluß. Hat man einmal einen Raubzug auf weitere Entfernung beschlossen, dann muß vor allen Dingen untersucht werden, welcher Tag für den Anbruch am günstigsten ist. Der Aberglaube an glückliche und unglückliche Tage, Vorzeichen und ähnliche Dinge spielt überhaupt eine große Rolle bei den Papua. Das einfachste und gebräuchlichste Mittel, welches der Nuforese gebraucht, um die gewünschte Auskunft zu erhalten, besteht darin, daß er den Saft von gekautem Gambier, Betel und Kalk auf die Hand ausspuckt; je nachdem der Speichel rechts oder links, oben oder unten hin fliegt, gilt dies als günstiges oder ungünstiges Vorzeichen. Zwar giebt es noch andere Methoden, die Zukunft zu enthüllen, aber dieselben sind mehr bei anderen Papuastämmen in Gebrauch.

Ist nun der Monat und auch der Tag endlich bestimmt, an welchem der Raubzug in See gehen soll, dann kommen an einem bestimmten Abend vorher eine Anzahl Frauen und Mädchen zusammen. Der Zweck dieser Vereinigung ist, einen bereits ins Haus gebrachten Holzstamm, welcher genau so lang wie die zur Fahrt auserlesene Frau ist, in aller Stille in die See hinauszustoßen. Bei dieser Gelegenheit dürfen nur die allernotwendigsten Worte, und auch dann nur ganz leise, gewechselt werden; vor allem ist das Niesen verpönt;

denn es gilt als ein übles Vorzeichen. Auch darf es an dem bestimmten Abende nicht regnen, und wenn es auch nur ein Staubregen wäre; ferner darf das Geschrei eines gewissen Nachtvogels nicht zu hören sein. Tritt einer dieser widrigen Zwischenfälle ein, so muß die Zusammenkunft der Frauen auf einen anderen Abend verlegt werden. Verläuft aber alles gut, so wird das Holz in die Brandung geworfen und durch die Wellen seewärts getrieben. Kommt der Stamm nicht wieder zum Vorschein, so gilt das als ein gutes Vorzeichen; wird er aber mit steigender Flut wieder in die Bai hereingetrieben, dann droht Unheil; es muß eine neue Zusammenkunft abgehalten und die Prozedur mit dem Stamme wiederholt werden. Lauten endlich alle Zeichen günstig, dann können die Krieger ihren Raubzug beginnen, nachdem man einige Nächte zuvor durchlärm hat, um „die Fahrt einzusingen“. In dem Augenblicke, wo die Frauen aus der Bai hinausfahren, darf kein anderes Boot die Überfahrt von Doreh nach Mansinam oder umgekehrt unternehmen. Erst müssen die Krieger außer Sicht sein, weil sonst der Geist, der in einem Strandfelsen wohnt, „Faaknik“ (Sturm) hervorrufen würde.

Die Lebensweise der Xosa-Kaffern.

Von Missionssuperintendent Dr. theol. A. Kropf in Bethel (Südafrika).

II¹⁾.

1. Vergnügungen. Die Vergnügungen der Kaffern sind nicht sehr mannigfaltig. Zu ihnen gehören:

a) Die Abendunterhaltung (intlombe), besonders nach der Rückkehr von einer Reise, wo sich die Freunde und Nachbarn einfinden, um von Reiseerlebnissen zu hören, die haarklein erzählt werden. Dabei kreist fleißig der Biertopf; der eine oder andere Kaffer erhebt sich in der niedrigen Hütte, gestikuliert mit Händen und Füßen, worin ihr Tanzen besteht, die andern klappen mit den Händen und summen dazu. Die Jugend ist fröhlich, die alten Weiber schwatzen, die Männer unterhalten sich laut, wobei oft aus vollem Halse gelacht wird, besonders wenn ein Hofnarr dabei ist und die andern mit seinen Späßen ergötzt. Die Hunde heulen; einige Knaben blasen auf Rohrflöten; mit einem Worte, es ist eine Unterhaltung in der schönen, silberhellen Mondnacht, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. So geht's bis zum ersten Morgengrauen, bis man in die Hütten unter die Karosse kriecht.

b) Der Tanz am Tage im Freien beim Viehkraal oder nahe beim Wohnhause wird in der Weise aufgeführt, daß auf der

¹⁾ Siehe „Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu Jena“ Band IX, Heft 1 u. 2, S. 7 f.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [10](#)

Autor(en)/Author(s): van Hasselt J. L.

Artikel/Article: [Missionsgeographischer Teil. Die Papuastämme an der Geelvinkbai \(Neuguinea\). 1-14](#)